

## Am Ende unserer Welt – am Anfang des Anderen

### Der südliche russische Altaj

mit 19 Abbildungen

OLAF GÜNTHER

*Im Jahr 2015 fuhr ein Expeditionsteam des Mauritianums in den Hohen Altaj, um hier zu Flora und Fauna des Altajs zu sammeln. Dabei begleitete ich die Gruppe als Ethnologe und führte in den Camps und anliegenden Dörfern Explorations durch. Ich verschaffte mir so einen Überblick über die Situation der Bewohner des Hohen Altajs, ihre ökonomischen Strategien und ihren Alltag in den Dörfern und auf den Weiden. Im folgenden zitiere ich aus meinem Tagebuch, Literaturhinweise zum Weiterlesen sind in Fußnoten bzw. am Ende des Artikels eingearbeitet worden.*



**Abb. 1:** Lage der Republik Altai und der Ebenen der Kurai- sowie Tschuja-Steppe (Karte: Kathrin Worschech & Elisabeth Endtmann).

## Das Kuraj-Tal

Das Kuraj-Tal (vgl. Abb. 1) liegt heute an der Transitstrecke zwischen Russland und der Mongolei. Im Talkessel liegen zwei Dörfer, Kyzyl Tash und Kuraj selbst, die Zentrum für eine ganze Reihe von Höfen sind, die in den Tälern zwischen dem Gebirgszügen des Kuraj Gebirges und der Chuj Gebirges verteilt liegen. Diese Höfe beschäftigen sich mit der mobilen Viehzucht. Einige haben an ihren Winterstationen auch kleine Parzellen für den Gartenbau. Wegen des kurzen Sommers und der häufigen Sommerfröste im Juli und August gedeihen hier lediglich Kartoffeln, Mohrrüben, Rote Beete und Zwiebeln, dazu allerlei Kräuter wie Dill und Petersilie. Die Wälder rings um die Weiden geben zusätzlich einige Beeren (wilde Erdbeeren, schwarze Johannisbeeren) und vor allem Pilze her. Die Wälder im Tal sind wahre Eldorados für Pilzsammler. Wer die richtigen Stellen und den richtigen Zeitpunkt kennt, hat schnell den Wintervorrat für marinierte Pilze zusammen und kann den Rest in Kosch Agach verkaufen. Die dortigen Kasachen nehmen diese Pilze besonders gern, da in den kasachischen Viehzuchtregionen keine Pilze wachsen. In besonders feuchten Sommern kann eine ganze Stange Geld dabei herauspringen.

Für die Altajischen Viehzüchter und Ackerbauern gibt es im weiter nördlich gelegenen Teilen des russischen Altaj weitaus günstigere Standorte (Ongudaj, Chermal, Ulangan). Wegen des kurzen Sommers und der langen schweren Winter nennt man das Kuraj-Tal auch *Kan Kuraj* also „blutiges Kuraj“. Das hat weniger mit Kriegen, die im Altaj geführt wurden, zu tun, sondern eher mit dem Verlust an Vieh, den ein harter Winter den Viehzüchtern hier beschert.

Die sehr anfällige Viehzucht im Tal hat mit vielen Faktoren zu tun. Im Sommer stehen ein Teil der Wiesen im westlichen Teil des Tales für die Heumahd bereit. Bekommen diese Wiesen nicht genügend Regen, ziehen sich die Nährstoffe aus den Halmen zurück und aus dem Heu wird Stroh. Wird aber nicht genügend Heu für den Winter bereitgestellt, kann das Vieh nicht über den Winter gebracht werden. Es muss dann im Herbst geschlachtet und verkauft werden, was wiederum niedrige Preise beschert und den Leuten wenig für das Frühjahr übrig lässt. Flussabwärts (nördlich) sind die Bedingungen jedoch auch nicht viel besser, so dass das Heu nur von weit her beschafft werden könnte, was sich wiederum nicht lohnt.

Das heutige Dorf Kuraj wurde schon früh sowjetisch geprägt. Hier war eine geologische Erkundungsstation untergebracht, die das Dorf noch durch die Straßennamen prägt. Es gibt nicht viele Straßen im Dorf. Diese aber haben Bezeichnungen wie die Straße der Geologen. Viele der Kurajer sprechen hervorragend russisch, die Kinder wachsen in der Schule mit Russisch als erster Sprache auf und reden untereinander russisch. So spricht die jüngste Tochter meiner Gastmutter Ajsulu nur russisch. Die älteste Tochter von Ajsulu, Milena, wechselte mit der 5. Klasse aus der Grundschule in die gemeinsame Oberschule, die die Dörfer Kuraj und Kyzyl Tash gemeinsam betreiben. Hier erst lernte Milena im Umgang mit den anderen Mitschülern aus Kyzyl Tash die telengitische Mundart des Altajischen.

Wenn eine Familie in Kuraj wohnt, passiert es nur sehr selten, dass beide Elternteile auch hier geboren wurden. Das bedeutet, dass über Verwandtschaftsbeziehungen die Kurajer sehr weit mit den im südlichen Altaj lebenden Telengiten vernetzt sind. Verwandtschaftsbeziehungen reichen hoch nach Kosch Agach und den dortigen Dörfern (Nov. Beltir, Star. Beltir, Kukurja, Taschanta) sowie hinunter in den Ongudajer Kreis. Der Hauptgrund für diese weitreichenden Netzwerke ist die exogene Endogamie, d.h. das keiner innerhalb seiner eigenen Lineage und

auch nicht außerhalb der Gruppe der Telengiten heiraten sollte. In den letzten Jahren passiert es immer häufiger, dass sich Kasachen und Telengiten miteinander vermählen. Der Impuls dazu ging wohl vor allem von den Kasachen aus, die aufgrund ihrer Abgeschlossenheit kaum mehr Heiratspartner innerhalb der eigenen Gruppe finden.<sup>1</sup>

### *Das Kyzyl-Tash-Tal*

In einem Nebental des Kuraj-Tals, im Kyzyl-Tash-Tal, sind zwei der Viehwirtschaften zu finden, die sich aus den Dörfern (Kuraj, Kyzyl Tash) heraus mit Lebensmitteln, Neuigkeiten und anderen Dingen des alltäglichen Lebens versorgen: einmal die Viehzüchterfamilie Irsbaj und Tamara T. und eine benachbarte Familie. Im Tal befinden sich sechs Höfe oder Teilwirtschaften, drei von denen gehören der Familie T. Die drei Häuser teilen sich auf in den Winterhof (*kischtu*), die Frühjahrs- und Herbstweiden (*küztu*) und das Sommerlager (*dzajlu*). Die Viehzüchter-Familie T. hat 40 Kühe, Jaks und 1300 Schafe und Ziegen. 40 Kühe und Jaks sind zwar eine stattliche Anzahl aber aufgrund der äußeren Gefahren wie Wölfe und Bären sind diese nötig, um eine wehrhafte Herde zu besitzen. Sie alle sind Hornvieh und bilden im Falle eines Angriffs einen Verteidigungsring um ihre Kälber herum. Die Mindestanzahl für solch eine wehrhafte Herde sind 30 Tiere. Hat man keine 30 Tiere, kann man diese auch nicht über Nacht auf einer Weide stehen lassen. Alle diejenigen, die weniger Kühe haben, brauchen also einen sicheren Stall oder eine sichere Umgebung wie das Dorf. Hier halten sich viele Dorfbewohner ein, zwei Kühe. Die Dorfbewohner führen diese Kühe am Morgen auf die nahe gelegenen Dorfweiden am unteren Teil des Tales und holen sie am Abend wieder. Besser gesagt: sie schicken die Tiere in Richtung Kyzyl-Tash-Tal und erwarten sie am Abend wieder in der Nähe ihrer Höfe im Dorf. Den Weg zur Weide und von der Weide legen die meisten Kühe allein zurück.

Während unseres Aufenthaltes habe ich die Familie T. im Kyzyl-Tash-Tal näher kennenlernen dürfen. Das war ein Glücksfall, der auf einem schönen Missverständnis beruhte. Mein Kollege und Freund, seines Zeichens Geograph, Marco Stegemann, und ich erkundeten gerade das Kyzyl-Tash-Tal, nachdem wir die Botaniker, Entomologen und Malakologen des Naturkundemuseums Altenburg auf ihren Explorationsflächen zurückgelassen hatten. Wir entdeckten zuerst einen alten Friedhof und eine Heilquelle (*arshan suu*). Nachdem wir längere Zeit an der heiligen Quelle verweilt hatten, stiegen wir auf dem Hauptweg das ganze Tal hinab. Wir waren wenige hundert Meter gegangen, da kam ein Hirte einer am Hang grasenden Herde von Ziegen und Schafen zu uns herab gesprengt; in seinem Gefolge zwei Hunde. Uns stieg die Angst zu Herzen, aber auch die Neugier. Um zu zeigen, dass wir auf seine Ankunft reagierten, drehten wir vom Weg ab und begaben uns in seine Richtung. Als wir nun aufeinander trafen, stellte sich heraus, dass der Reiter, der sich mit dem Namen Amandu vorstellte, uns für Leute aus dem Tal gehalten hatte. Von ihnen hoffte er ein Schwätzchen, eine Neuigkeit oder vielleicht nur einen herzlichen Gruß. Marco

---

1 Einen umfangreichen Artikel zur Bezeichnung Telengut / Teleut im chinesischen, mongolischen, kasachischen und russischen Kontext findet sich bei BEDJUROV, V. (1990): *Kak rassejalis' Teleuty.* – In: ders. *Slovo ob Altae. Istorija, Fol'klor, Kultura.* Gorno Altajsk: Gornoe Altajskoe Otdelenie Altajskogo Knizhnogo Izdatel'stva: 92–118.

und ich erklärte dem Hirten den Grund unseres Hierseins, wie wir heißen würden, dass wir Ethnograph und Geograph seien und uns für Land und Leute interessierten. Wir hätten zu Hause Kamera und andere Technik, die wir gerne am nächsten Tag mit auf die Weide bringen würden, um mit ihm einen Film zu drehen und ihn über Arbeit und Leben auszufragen. Ob er damit einverstanden wäre? „Nun klar“ entgegnete er, „kein Problem“. Somit war für ihn die Situation gerettet und wir konnten ohne peinliches Anschweigen auseinander gehen. Wir hatten damit unser erstes Treffen vereinbart und hofften auf ein paar lustige Stunden im Kreise seiner Tiere und seiner Erlebnisse.

Am Abend kehrten wir in unsere Herberge zurück und erzählten dem Wirt von unserem Erlebnis. Ja, die Stelle, an der wir gewesen waren, wäre der Ort der Wirtschaft seiner Schwester. Sie hätte dort einen großen Hof, würde Landwirtschaft betreiben. Unser Herbergsvater Leonid zählte eins und eins zusammen. Er kannte Amadu aus dem Dorf Kyzyl-Tash, der bei seiner Schwester seit langem in der Wirtschaft aushalf. Ohne dass wir es wussten, rief er bei seiner Schwester an und erzählte ihr, dass wir uns morgen wieder auf den Weg zu ihnen machen würden.

### *Exkurs: Der Friedhof*

Der Friedhof im Kyzyl-Tash-Tal liegt verlassen auf einer Anhöhe. Die Anzahl von Kurganen (15–20) weist auf sein Alter hin, eine Anzahl von neuen Gräbern darauf, dass diese Stelle auch in letzter Zeit genutzt worden sind. Die Gräber, die hier nach dem Krieg (1941–1945) angelegt wurden, sind aus Holzbalken gebaut. Die Toten werden hier nur wenige Zentimeter unter der Erde bestattet, darauf Bretter gelegt und wiederum darauf eine Umfriedung in der Form eines Blockhauses, etwa 2 x 1m in der Grundfläche. Diese haben dann eine pyramidiale / konische Form und schließen mit zwei oder drei Balken an der Spitze ab.

Die Gräber, die vor dem Krieg und vor hunderten von Jahren errichtet wurden, sind steinerne Grabbauten (*kurgan*), die durch jahrzehntelange Bodenbewegung in der Erde versunken und nur noch durch einen Erdring erkennbar sind (vgl. Abb. 2). Diese Grabbauten wurden in Kuraj in den 1970er–80er Jahren im großen Maßstab durch sowjetische Wissenschaftler ausgegraben und erforscht, sehr zum Unmut der hiesigen Bevölkerung. Denn für die Telengiten des Kuraj-Tales sind diese Gräber die Verbindung in die Vergangenheit und in eine jenseitige Welt, die mit Seelen der Verstorbenen und allen möglichen Geister bewohnt wird, die die Umwelt der Telengiten des Tales beleben. Heilquellen, Bäume, markante Orte in der Landschaft sind Wohn- und Wirkstätten dieser Geister. Nur wenige Spezialisten, so diejenigen, die diese Weltanschauung vertreten, können diese Geistwesen sehen und mit ihnen kommunizieren (*nime biledigan odam*). Wer also die Wohnstätten der Geistwesen schändet, der lädt nicht nur Sünde auf sich, sondern auch den Zorn der Geister, die in das Leben des Respektlosen eindringen und es verändern können.

Seit den 1970er Jahren ist die Bestattung auf Hügeln innerhalb der Täler am letzten Wohnort der Verstorbenen nicht mehr erwünscht, also auch nicht hier im Kyzyl-Tash-Tal. Die Toten werden jetzt auf dem Dorffriedhof bestattet, der extra dazu angelegt worden ist. Da Gräber auch heute Orte der Rituale für die Seelen der Toten sind, finden sich auf dem Friedhof Reste von Lagerfeuern, zerbrochene Flaschen, alte Krüge, Überbleibsel von Ritualen, die zur Kommunikation mit den Toten durchgeführt werden (vgl. Abb. 3). Die Nachkommen der Toten besuchen die Gräber von Zeit zu Zeit und versuchen mit Hilfe derjenigen, die die Seelen von Toten sehen können, herauszufinden, woran es den verstorbenen Seelen mangelt.



**Abb. 2:** Bis etwa in die Zeit vor dem 2. Weltkrieg wurden die Verstorbenen in Kurganen bestattet (Foto: Marco Stegemann).



**Abb. 3:** Zwischen den Gräbern auf dem Dorffriedhof sind die Reste einer Feuerstelle zu erkennen (Foto: Marco Stegemann).

Mal ist die Antwort, dass ihnen ein Kleidungsstück oder ein Gebrauchsgegenstand fehlt (z.B. ein Gürtel, den sie als Hirten getragen haben). Diesen gewünschten Gegenstand beschaffen sich die Verwandten der Toten und verbrennen ihn innerhalb eines Rituals. Der Vorgang des Verbrennens muss am Ende alleine von statten gehen, die nahen Verwandten des Toten dürfen dabei nicht anwesend sein. Sonst kommt die Seele nicht, um die für sie bestimmten Sachen zu holen. Sind die Sachen am Ende vollständig verbrannt, bedeutet das, dass die Übergabe gelungen, die Sachen vom Toten angenommen wurden.

Sind die Sachen nicht verbrannt, wurden sie zurückgewiesen. Ajsulu, Gastmutter und Informantin erzählte mir, dass sie ein solches Ritual für ihre vor 5 Jahren verstorbene Mutter durchgeführt hatte. Bei der Befragung des verstorbenen Geistes kam heraus, dass die Verstorbene ein Essen wünschte, Dinge, die sie in der hiesigen Welt gerne mochte. So wurde dieses Essen zubereitet und am Grab verbrannt. Beim Verbrennen des Festmahles waren die Ritualisten nicht zugegen, sie entfernten sich in alle Richtungen vom Grab weg. Eine Nachbarin, die nicht zugegen war, besuchte daraufhin das Grab und überbrachte der Familie der Toten die Neuigkeit, dass alle Dinge angenommen wurden, bis auf eine Portion Pelmeni, die nicht verbrannt waren. Sie wunderten sich, da diese Speise doch zur Lebenszeit zu einer der Leibspeisen der Toten gehörte. Als sie die Pelmeni kosteten, die sie ja selbst im Kreise der Freunde und Nachbarn zubereitet hatten, kam heraus, dass die Füllung der Pelmeni nicht aus Fleisch, sondern aus einem aus Wurst hergestellten Brei bestand. Diesen wies die Tote zu Recht zurück, auch die Lebenden hätten diese Art der Pelmeni wohl kaum gegessen.

### *Erste Bekanntschaft – Im Frühlingslager*

Auf dem Weg ins Kyzyl-Tash-Tal wählten wir dieses Mal den Hauptweg ins Tal und sahen die Herde schon am Eingang des Tales, der weiße Rappen des Hirten Amadu war dort nicht auszumachen, statt dessen stand er ohne Sattel auf der grünen Weide vor dem Haus, das am Eingang des Tales steht. Als die Hunde anschlügen und sich auf uns zubewegten, sahen wir Amadu auf dem Grundstück des Frühlingslagers. Dieser bewegte seine Hände zum Zeichen, das wir näher und herein kommen sollten. Wir überquerten die Wiese und kamen herein.

Das Grundstück hatte drei Gebäude. Eines war ein Blockhaus, die anderen zwei waren Holzhütten (*agash ail*), also sechseckige Gebäude mit einem sich nach oben verjüngenden Dach mit Rauchloch. Als wir nun auf dem Grundstück standen, sahen wir, das Amadu und ein Mann, älter als er, aber von kräftiger Statur, sich an Pferdefußfesseln zu schaffen machten (Abb. 4). Sie wechselten einen Riemen für das Festhalten der Hufe aus, der verschlissen schien. Wir setzten uns zu ihnen und begannen uns nochmals vorzustellen. Ungeduldig auf das, was wohl noch alles kommen würde, wollten wir Kamera und Mikrofon auspacken. Wir hatten ja schließlich alles mitgebracht, womit man filmen, sowie Interviews und Geräuschkulisse aufnehmen konnte. Der Mann, dessen Name Irsbay war, winkte ab. Er wolle nicht gefilmt werden, stattdessen sollten wir erstmal einen Tee trinken kommen. Die Frau des Hauses, die Schwester unseres Herbergsvaters kam aus einem der Aile und bat uns zum Teetrinken herein. Wir gingen ins das Gebäude und standen in einer überaus geräumigen Küche. Hier gab es einen Ofen, einen Gasherd mit Flasche, ein eisernes Bett und ein paar Schränke, einen für Geschirr, einen für andere Habseligkeiten. In einer Ecke war ein Kombinationsgerät aus Boxen und Aufladestation und Steckfeldern, der von einer Solarbatterie betrieben und für Fernsehbetrieb, zum Aufladen von Mobiltelefon usw. ausgelegt war.



**Abb 4:** Viehkral am Frühlings- und Herbstlager (Foto: Olaf Günther).

Der Tee wurde serviert und wir unterhielten uns über die Viehwirtschaft, über das Leben im Altaj und in Deutschland, über die Preise für Vieh, über die Qualität von Fleisch. Dabei wurde eins schnell klar, die Familienmitglieder waren Viehzüchter durch und durch. Sie lehnten Fleisch aus den unteren Lagen des Chuja-Tales ab. Nur auf den Hochweiden und mit dem hochwertigen Futter der Frühjahrs-, Sommer-, Herbst- und Winterweiden würde das Fleisch schmecken. Unten im Tal, da stinke die Leber der Tiere, da würde das Fleisch nicht weich genug sein und die Blutwurst würde erst recht nicht gelingen. Wir unterhielten uns über die verschiedenen Arten des Schlachtens. Wir erzählten, wie wir zu Hause Schafe schlachten würden, wie wir die Haut abziehen und welche Teile des Inneren wir zum Verzehr geeignet fänden.

Bald darauf wurden wir eingeladen, doch bei der Altajischen Art zu schlachten zu zuschauen. Wie sich herausstellte, hatten sie ohnehin das Schlachten vorgesehen, da sie am morgigen Tag mit den Schafen und Ziegen zur Sommerweide aufsteigen würden und dann zum Mittag fertiges Fleisch bräuchten. Wir waren begeistert, nicht nur, dass wir jenseits des Tees noch weiter in der Wirtschaft als Gäste geduldet waren, sondern auch noch, dass wir wohl zu einem überaus günstigen Zeitpunkt die Familie T. kennengelernt hatten. Schnell also fragten wir, ob wir denn den morgigen Auftrieb begleiten könnten, dann Kamera und Mikrophon mitbringen könnten, um den Auftrieb in Bilder und Ton festzuhalten. „Na klar, kein Problem, die Familie könne sogar die eine oder andere helfende Hand gebrauchen.“ Am Ende der Herde würden immer die jungen Tiere zurückbleiben, die solch einen Auftrieb noch nie mitgemacht hatten, schwächer wären als die Muttertiere und die vielleicht die eine oder andere Hilfe gebrauchen könnten. Wir waren froh, in der Wirtschaft sogar als Hilfskräfte angenommen worden zu sein.

Tamara, die Frau des Hauses, verabschiedete sich nach draußen. Wir schwatzen noch über dies und das und hörten auf einmal, dass die Herde sich näherte. „Kommen die Tiere von allein zurück?“, fragten wir. „Nein, Tamara würde sie gerade herein treiben.“ Wir gingen nach draußen und wirklich, Tamara saß auf einem Motorrad und trieb die Herde auf den Viehkral vor dem Hof zu. Wir gingen der Herde entgegen und halfen, sie mit in den Viehkral zu treiben. Hier wurden die Tiere zusammengepfercht (Abb. 5), um die eine oder andere Krankheit bei ihnen zu behandeln. Tamara lief mit Spritze im Kral herum und die zwei Männer fingen ihr eine Ziege mit Bindehautentzündung, ein Schaf mit aufgerissenem Huf, ein Muttertier, dessen Euter zu voll war, als das die Lämmer davon hätten noch trinken können. Die Zitzen des Euters waren kaum mehr auszumachen, so prall war dieses mit Milch gefüllt. Tamara behandelte alle diese Krankheiten mit einer einzigen Spritze – außer das gefüllte Euter, dieses behandelten die Lämmer, die in den Schwitzkasten genommen wurden, um hier ein paar Schluck Milch abzutrinken.

Nachdem im Viehkral die wichtigsten Krankheiten behandelt waren, wurde ein Bocklamm ausgesucht, das zur Schlachtung bestimmt war. Dieses brachte man zum Schlachtplatz, einem wie eine Kinderschaukel aussehenden Gerüst. Hier wurde es auf den Rücken gedreht, die Hörner des Bockes in den Boden gerammt und der Bauch mit einem 10 cm großen Schnitt aufgeschlitzt. Darauf steckte Irsbay die rechte Hand in den Bauch und suchte die Arterie des Tieres vor dem Herzen. Dabei gab das Tier nicht einen Laut von sich. Als die Arterie gefunden war, presste Irsbay diese mit den Fingern 15–20 Sekunden ab und das Tier starb. Die Methode sei deshalb gut zum Schlachten geeignet, meinte Irsbay, da durch das Abpressen der Arterie kein Blut in den Boden verloren gehen würde und die Blutwurst dadurch gut gelänge.



**Abb. 5:** Die Herde wird in den Viehkral am Frühjahrs- bzw. Herbsthof getrieben (Foto: Marco Stegemann).



Dann wurde das Tier an den Hörnern in ein Gestell gehängt. Das Fell des Tieres wurde durch ein paar Schnitte aufgeschnitten und vom Kopf zum Hintern hin abgezogen (Abb. 6). Anschließend wurde es in die Küche transportiert. Hier wurde es auf den Rücken auf einen Tisch gelegt, ein Vorderbein an einem von der Decke hängenden Strick festgemacht und der Bauch aufgeschnitten. Die Innereien wanderten in eine Waschschiessel, das Tier wurde in viele Teile zerlegt. Die Hinter- und Vorderkeulen brachte man zum Trocknen und Einsalzen in das dritte Gebäude. Dies also war das Lager und Werkstattgebäude auf dem Hof. In der Rückenschale des Tieres sammelte sich während des Schlachtens das gesamte Blut. Dieses wurde mit einer Kelle abgeschöpft und in einen Eimer geschüttet. Das war die spätere Grundlage der Blutwurst. Die Schlachtabfälle wurden den Hütehunden (Pansen) und der Katze des Hauses (Teile der Leber) zugeteilt. Ein über dem Haus kreisender Milan holte sich die Stücke, die zwischendurch aus der Sommerküche auf den Rasen geworfen wurden.

Unterdessen hatte die Frau des Hauses, die bei der ganzen Schlachtprozedur nicht anwesend war, die Tiere im Viehkral mit Salz versorgt und wieder aus der Umgehung entlassen. Die Leittiere der Herde suchten sich daraufhin allein den Weg zum nächsten Weideabschnitt und würden erst wieder am Abend, vor Einbruch der Dunkelheit, zum Viehkral zurückkehren.

Während das Bockklamm ausgenommen und zerteilt wurde, wurde auch die Brust (*gerzen*) vom Tier getrennt und auf einen Draht gezogen. Die Brust gilt als das beste Teil des Tieres und wurde nach dem Schlachten von Irsbay im Herdfeuer gegrillt. Als die Brust fertig gegart war, was in etwa 10 Minuten dauerte, wurde sie auf dem Tisch in viele kleine Teile zerteilt und mit Zwiebeln, Brot und Tee gemeinsam verzehrt.



**Abb. 6:** Abziehen des Fells (Foto: Marco Stegemann).

Während die Männer am Tisch die gerillte Brust des Tieres genossen, wusch die Frau des Hauses die Därme aus, damit diese das Blut für die Blutwurst aufnehmen können. Ein Kessel voll Wasser war bereits auf den Ofen gestellt, um die Rippen, Bauch- und Halsteile darin zu kochen. Das Blut wurde unterdessen noch mit Zwiebeln und Knoblauch vermischt und dann mit einer Kelle in den gesäuberten Dünndarm und Dickdarm des Tieres gegossen. Dann wurden die Enden des Dünndarms verknotet und die des Dickdarms zugenäht. Diese beiden Blutwürste legte man in das kochende Wasser. Nach 10 Minuten war die Blutwurst durchgekocht und gar. Der Dünndarm des Tieres wurde in Scheiben geschnitten und einzeln angeboten, der Dickdarm wurde jedoch in der Mitte aufgeschnitten und ein jeder konnte mit dem Löffel die fertig gekochte Grütze aufnehmen. Kaum war diese Speise fertig gegessen, wurde auch schon der dritte Gang vom Feuer geholt. Dies war die Fleischsuppe (*köchö*), die bereits seit etwa einer Stunde gekocht hatte. Hier nahm Irsbay ein paar Fleischstücke aus der Brühe auf einen großen Teller, teilte 4 Stück davon mit dem Messer ab und opferte diese dem Feuer. Dann konnte auch der letzte Gang genossen und die Hochweiden des Altaj, die Gesundheit der Tiere, die wählerische Vorauswahl der besten Kräuter seitens der Ziege bewundert werden, die alle dazu beigetragen hatten, dass das Festmahl so gelungen war. Wir verabchiedeten uns von unseren Gastgebern und verabredeten uns für den nächsten Tag auf 6 Uhr früh, um die Schafe und Ziegen auf die Sommerweiden zu treiben.

### *Seelenvorstellungen jenseits des Totenreiches*

Die Viehzüchter-Familie T. ist überzeugt davon, dass die Umwelt um sie herum belebt ist. Ihr wichtigster und häufigster Bezugspunkt zu dieser belebten Welt der Geister ist der Herr des Herdfeuers. Bei jedem Essen, das sie auf dem durch ein Holzfeuer beheizten Herd zubereiten, gibt der Vater der Familie ein Teil davon als Opfer ins Herdfeuer. Frauen ist diese Art der Opferung nicht gestattet. Irsbay ist ein überaus erfolgreicher Viehzüchter. Seine Herden zählen mit zu den größten im Tal. Auf seinen Erfolg angesprochen begründete er seinen Wirtschaftserfolg mit der Seelenverbindung des Viehzüchters zu seiner Herde. Der Geist des Viehzüchters und die Herde seien vereint. Ein Viehzüchter, der schlecht über seine Herde denken würde, würde auch viel Vieh verlieren, sich wenig um die Herde kümmern usw. Sind aber Herde und Herr im Geiste eins, so würde diese Gemeinschaft sich zum Wohle aller entwickeln.

Ein anderer wichtiger Ort der Seelen sind Quellen, die auch häufig auf einen verstorbenen Menschen zurückzuführen sind, der an diesem Ort Gutes tut. Im Tal befindet sich auch solch eine heilige Quelle. Um diese herum liegen ein Pferdepfahl (*konovjas*), eine Filzjurte (Abb. 7), die sehr einfach eingerichtet ist (zwei Bettgestelle, ein Schrank), sowie ein Platz für das Lagerfeuer. Die Feuerstellen sind wichtig, da kein Ritual, das an einer heiligen Quelle durchgeführt wird, ohne Feuer, Kessel und Festessen auskommt. Zu dieser Heilquelle machen sich die Familien dann auf, wenn sie im Frühjahr ihr Wirtschaftsjahr beginnen. Sie fahren an heilige Orte und führen dort Rituale durch, die die Gesundheit, das Wohlergehen und den wirtschaftlichen Erfolg für die kommenden Monate fördern sollen.

Diejenigen, die an der Heilquelle vorbei gehen, sollten unbedingt weiße Opfergaben dabei haben. Man kann Milch verspritzen, Butter mit Wasser mischen und in vier Richtungen verspritzen oder aber, wenn es gar nichts anderes in den Taschen des Vorbeigehenden gibt, silbernes Geld der Heilquelle opfern. Außerdem bringt man hier Stofffetzen (*jalama*) an (Abb. 8). Das Anbringen der Stofffetzen wird mit dem lauten Aussprechen von Wünschen



**Abb. 7:** Das Innere der Jurte ist einfach eingerichtet (Foto: Marco Stegemann).



**Abb. 8:** Beim Anbringen der Stoffketzen (*jalama*) werden Wünsche ausgesprochen (Foto: Elisabeth Endtmann).

verbunden. Diese Stofffetzen sollten in der Länge von den Fingerspitzen bis zum Ellenbogen reichen und in den Farben weiß, blau oder gelb gehalten sein. Rot verbietet sich. Ist gerade kein Stofffetzen zur Hand, kann man auch ein Haar aus dem Schwanz seines Pferdes an den heiligen Ort hängen.

### *Auftrieb*

Am nächsten Tag trafen wir um kurz nach 6 Uhr auf dem Frühjahrshof der Familie T. ein. Die Pferde waren bereits gesattelt und am Pferdepfahl angebunden. Irsbay und Tamara standen am Kral und ließen die Tiere nach draußen, jedoch nicht mit weit geöffnetem Tor, sondern mit kleiner Öffnung, so dass nur wenige Tiere auf einmal nach draußen gelangten. Irsbay hielt mit dem Finger auf sie und zählte – Schafe, Ziegen, Lämmer, alles getrennt – im Kopf zusammen. Am Ende der Prozedur standen vier Zahlen auf dem Papier: die Gesamtzahl, sowie die Aufschlüsselung in die einzelnen Posten. Zwei Lämmer wurden von den 1300 Tieren zurückgelassen. Sie waren noch zu jung oder zu krank, um den Marsch in 2500 Metern Höhe zu schaffen.

Als wir die ersten 500 Meter zurückgelegt hatten (Abb. 9), sonderte sich noch ein weiteres Tier aus der Herde aus, das nicht mehr Schritt halten konnte. Es war schnell klar, dass auch dieses Tier nicht den Weg schaffen würde. Wir packten es auf Amadus Pferderücken und dieser trabte zurück zum Frühjahrshof, um auch dieses Tier bei der Frau des Hauses zurückzulassen. Es sollte in ein paar Tagen mit dem Auto in die Höhen der Sommerresidenz gebracht werden.

Wir setzten unterdessen unseren Weg fort. Die ersten paar Kilometer war der Aufstieg mäßig. Wir sahen den Winterhof (*kischtu*) der Familie von Weitem und kamen an einem Schamanengrab vorbei. Im Unterschied zu anderen werden die Schamanen nicht in einem geschlossenen Sarkophag beerdigt, sondern offen in einen blockhausähnlichen Bau gelegt. Dazu werden Grabbeigaben wie Messer, Schmuck von der Schamanenkleidung und Geschirr gegeben.

Nach einem kurzen leichten Aufstieg kam der schwere Teil der Strecke (Abb. 10). Es ging auf einem Teilstück von vielleicht 2 Kilometern in eine Höhe von 2500 Metern, wobei gut 800 Meter Höhenunterschied überwunden werden mussten. Der Weg verlief auf einer mit Geröllfeldern geschmückten verbuschten Strecke von ungeheurer Steilheit. Hier erst wurde mir das Wesen des Herdentreibens bewusst. Wir arbeiteten zu viert daran, die Tiere in die Höhe zu geleiten. Irsbay war derjenige, der die Übersicht behielt. Er schaute, welche der erfahrenen Tiere bereits auf welchem Teilstück der Strecke angekommen waren. Am vorderen Ende der Herde brauchte man also keine Helfer, die treiben, sondern solche, die bremsen. Also musste Irsbay die Tiere davon abhalten, den Weg zu schnell zu absolvieren, damit die Herde zusammenblieb und die Lämmer hinten die Stimmen ihrer Mütter vorn hören würden. Der hintere Teil der Herde war so etwas wie ein Kindergarten. Hier hielten sich die Tiere auf, die noch nie einen Auftrieb mitgemacht hatten. Diese waren sich demzufolge auch nicht bewusst, dass sie noch 15 Kilometer Wegstrecke und etliche Höhenmeter zu überwinden hatten. Sie sahen vor sich eher so etwas wie einen riesengroßen Abenteuerspielplatz – die Ziegen jedenfalls. Während die Schaflämmer wenige Probleme machten und sich in der Nähe ihrer ängstlich und mahnend blökenden Mütter aufhielten, entspann sich unter den Ziegenlämmern ein sportlicher Wettkampf: Wer ist zuerst auf einem Felsblock? Wie viele Zicklein passen dabei auf einen Stein? Und wie kommt man wieder runter, wenn Menschen rufen, pfeifend und strickwedelnd von hinten treiben und vorn kein Lamm versteht, warum



**Abb. 9:** Der Auftrieb zur Sommerweide beginnt (Foto: Olaf Günther).



**Abb. 10:** Im steilen Gelände wird der Auftrieb zunehmend beschwerlicher (Foto: Marco Stegemann).

es um alles in der Welt jetzt denn schon wieder weitergehen müsse, wo es doch gerade so schön steinig, steil und buschig war. Wer Kinder hat, stelle sich den Aufruf vor, dass der Spielplatz in wenigen Minuten verlassen werden muss. Die Reaktion von Lamm und Kind sind dabei in etwa gleich bockig und das nicht einmal am Abend des Tages, sondern auf jeder Teilstrecke des Weges, ständig.

Es lag an dreien von uns, am Ende der Herde für Bewegung zu sorgen. Das geht jedoch nicht allein, sondern immer nur im Verband. Ist nämlich einer an der Flanke zu schnell und einer am Ende der Herde noch nicht so weit hinterher, kann sich die Herde unter Umständen teilen. Auch entstehen immer wieder Minigrüppchen von verspielten Tieren, die auf einmal ohne Leittier da stehen, vor Schreck in die falsche Richtung laufen usw. Wer also an den Flanken zu viel Druck macht, schafft einzelne Tiergruppen, die wiederum nun von einem Treiber weniger betreut werden können (man ist ja schon zu weit weg, müsste wieder absteigen), am Ende herrscht das Chaos. Dazu kommt eine weitere Schwierigkeit. Die Treiber gehen nie die gleiche Richtung wie die Herde, sondern bewegen sich in einem 90 Grad Winkel hinter ihr hin und her. Ist man also allein hinten, bedeutet das, dass das gesamte Ende der Herde abgelaufen werden muss, hin und her. Ist man aber zu dritt, müssen diese Bewegungen miteinander koordiniert sein. Man geht also ständig auf der gleichen Höhe aufeinander zu und voneinander weg. Macht das einer von dreien zu schnell, ist er unter Umständen zu weit oben und schafft dabei eine Flanke und ist hier für das Treiben nutzlos. Am Ende kann seine Bewegung sogar dazu führen, dass die Herde geteilt wird. Soweit so gut. Man pendelt also das Ende der Herde hin und her, um sie zusammen zu halten. Nun gibt es aber auf dem hinteren Teil ungleiche Bedingungen. Der eine hat gerade einen Felsblock von Lämmern freizutreiben, der nächste muss anderen Lämmern helfen, sie aus einem Busch zu zerren, in dem sie sich verfangen haben, der Dritte ist unterdessen wieder drei Meter höher als die anderen und muss abwägen: warten? zur Hilfe eilen? weitermachen? Kurz gesagt: Eine Herde treiben ist Gemeinschaftsarbeit, hier gibt es keinen guten oder schlechten Treiber, sondern nur gute oder schlechte Gemeinschaftsarbeit. Dieser Umstand führt auch sicher dazu, dass Hüte- und Weidgemeinschaften ein ganz anderes Gefühl für Gemeinschaft und Ego entwickeln. Das Ich verschwindet hier aber nicht zu Gunsten einer Gemeinschaft, sondern existiert nur in Bezug zum anderen. Daraus entsteht die Gemeinschaft: eine Gruppe von aufeinander bezogenen Menschen. Hier kann sich keiner herausnehmen und hier kann sich keiner hervortun. Beides gerät zum Schaden des Ganzen.

Der Weg des steilen Stück Auftriebs konnte nur wenig mit Pferden bewältigt werden, sondern musste meist zu Fuß absolviert werden. Darauf folgten kleine Passagen mit weniger steilem Gelände, dann wieder weitere steile Stufen. Der Berg war also in natürliche Terrassenstücke unterteilt. Als wir nach etwa drei Stunden Aufstieg am obersten Teilstück angelangt waren, wateten wir auf einmal in knietiefem Gras (Abb. 11). Wir hatten die Weiden des Hochplateaus erreicht. Ich hatte das Gefühl in einem Garten angekommen zu sein. Wohin man schaute wilde Blumen, in solcher Fülle, dass das Gras dazwischen aussah, als sei es eine Art Schmuck extra für das von der Natur zusammengestellte Blumenbukett. Die Almen dufteten wie ein Heuaufguss. Hier nun an besonders schön gelegener Stelle rasteten Irsbay und Amadu und winkten uns Nachzüglern zum Ausschnauften hinauf. Es war eine Art Aussichtsplattform, von der die gesamte Sommerweide aus zu sehen war. Unten bewegten sich die Herdentiere bereits wieder als gemeinsame Herde. Die Ziegen bildeten dabei eine Art flächigen Schwarm, die Schafe gingen in Reihen, wie auf einer Perlenschnur gezogen hintereinander her. Das Leittier machte den ersten Pfad, die anderen Schafe der Herde liefen nur auf diesem bereits ausgetretenen Teil: Irsbay darauf angesprochen meinte: die Schafe sind faul, die Ziegen fleißig.



**Abb. 11:** Die Sommerweide des Hochplateaus weist saftiges Gras und unzählige Blüten auf (Foto: Olaf Günther).

Während wir also der Herde auf ihrem letzten Teilstück zusahen, deutete Irsbay immer wieder in die Weite hinaus: „Das ist also unser Sommerlager (*dzaylu*). Hier verbringen wir den Sommer.“ Es fällt mir schwer, den Tonfall der Stimme, den Klang dieser Worte wiederzugeben. Es klang nicht so wie: „Das also ist unsere Arbeit.“ Es klang eher wie: „Das ist der Ort, weswegen wir dieses Leben leben. Vielleicht kann dies ein wenig das Gefühl transportieren, was es heißt, ein Hirte zu sein.“

Als wir bei der Sommerhütte ankamen, hatte sich die Herde schon vor dem Viehkral versammelt (Abb. 12). Die Ziegen bestiegen alles, was zu besteigen war. Die Hirten sattelten die Pferde ab, holten das Salz aus dem abgeschnallten Gepäck und füllten das Salz in die Traufen. Wir holten Brennholz aus dem Wald, Wasser wurde aus einer nahen Quelle geschöpft, ein Kessel Wasser aufgesetzt, das Fleisch der am Vortag geschlachteten und eingesalzenen Ziege klein geschnitten und im heißen Wasser gekocht. Irsbay hatte auf dem Weg Bergzwiebeln ausgegraben. Diese waren ungemein scharf und würzten die Fleischbrühe auf angenehme Art.

Nachdem wir gegessen und einen Tee getrunken hatten, machten wir zwei Freunde uns an den Abstieg. Amadu sollten später hinterher kommen, weil er noch für zwei Tage ins Heimatdorf musste. Hier wurde der 65. Geburtstag seiner Tante gefeiert. Außerdem wollte er noch ein Mädchen finden. Wir dachten, er wäre über 30 und noch unverheiratet, und das wolle er mit diesem Abstieg ins Tal beenden. Wie sich später rausstellte, war er längst verheiratet, hatte zwei Kinder, die Frau aber hatte ihn wegen seiner Trunksucht aus dem Haus befördert. Um also ein Mädchen zu finden, hätte er sich eine Flasche Wodka eingesteckt. Nicht für die Tante zum Geburtstag, sondern für die mögliche zukünftige Frau.



**Abb. 12:** Die Tiere sammeln sich nach dem Auftrieb vor dem Kral der Sommerweide (Foto: Marco Stegemann).

Dass diese Vorstellung wenig realistisch war, weiß man nur dann, wenn man das enge Zusammenleben in den Dörfern im Tal kennt. Hier wusste jedes Mädchen, wer Amadu war und was man von ihm zu halten hatte. Dass dabei die Viehhirten von den Hochweiden als besonders wild einzustufen sind, können diejenigen berichten, die die örtliche Disko besuchen. Dabei kommt es vor, dass in der Nacht Hirten von den Hochweiden absteigen und zur Disko kommen. Diese Männer sind ganz und gar nicht zimperlich. Es kann vorkommen, dass sie zum Zeichen ihrer Stärke und Verwegenheit die Disko hoch zu Ross betreten. Vor solchen Jungs nimmt man sich lieber in Acht, noch dazu, wenn man weiß, dass diese den Weg von den Hochweiden mit den Pferden nachts bewältigen, wozu eine ganze Menge Wagemut gehört.

Auf dem gemeinsamen Abstieg ins Dorf erzählte uns Amadu, mit welchen Gefahren man auf der Sommerweide zu kämpfen hat. Wölfe kämen einzeln und im Rudel, sowie Bären (Kragenbären und Braunbären). Die Hunde würden helfen, diese Gefahren abzuwehren, wenn die Wölfe oder Bären kämen. Wenn die Wölfe kämen, dann würden die Hunde ganz hysterisch kläffen, wenn die Bären kämen, würden sie ganz ängstlich an der Tür kratzen und in das Sommerlagerhaus herein wollen. Wenn die Hunde also anschlagen, wissen die Hirten welche Gefahr droht. Dann heißt es, die Jagdwaffen und die richtigen Patronen heraus nehmen, heraus pirschen und nach den Augen im Wald suchen. Die Augen der Wölfe leuchten in Dunkeln. Man kann durch das Fernglas erkennen, wo ein Männchen oder Weibchen sitzt. Tötet man ein Weibchen, dann kommt das Rudel immer wieder, um Rache zu nehmen. Tötet man ein Männchen und es ist nicht der Leitwolf, kommen sie ebenfalls wieder. Die Mutter des getöteten Tieres würde nach Rache verlangen. Tötet man aber den Leitwolf, dann kann man sicher sein, dass das Rudel nicht wiederkommt. Dann löst es sich in alle Richtungen auf und



man hat erst einmal Ruhe. Amadu hatte bereits zwei Bären in seinen 15 Jahren Hirtenleben getötet. Das Fell und die Tatzen könne man dabei gut verkaufen, meinte er. Das Fleisch teile man in der Familie auf. Es schmeckt jedoch ein bisschen bitter, ähnlich wie Kiefernholz.

### *Abwechslung*

Beim Abstieg mit Amadu wurde auch deutlich, dass das sommerliche Hirtenleben keine Ferien auf dem Sommerlager sind. Zwischen Sommerlager und Winterlager wird sich wöchentlich abgewechselt. Zwei Hirten bleiben oben, zwei gehen hinunter. Dabei muss die Milch heruntergeschafft und zu Sahne, Buttermilch und Käse veredelt werden. Bald schon würde die Heuernte beginnen. 30 LKW Ladungen Heu würden für den Winter benötigt. Es wird auf den Trockenwiesen auf der anderen Seite des Tals geschnitten. Ohne es zu trocknen (das Trocken geschieht hier am Halm) wird es auf LKWs gepackt, auf die Winteralmen gebracht und zu Heuschobern aufgestellt. Dann kommt die Zeit des Holzschneidens. Hierfür sammeln sie das Totholz im Wald, packen ihre LKWs voll und bringen es zu den Kasachen in die Steppen von Kosch Agach. Dort gibt es kein Holz, nur der Dung der Schafe und Kühe wird hier verbrannt: Die Altajer erzielen so gute Preise für ihr Holz. Haben sie eine LKW-Ladung Holz verkauft, nehmen sie Lebensmittel wieder mit nach Haus, die hier auch wegen der Nähe zur mongolischen und chinesischen Grenze preiswert sind. Dann beginnt der Winter und die Zeit der Ruhe.

### *Nebeneinkünfte*

Tamara betreibt auf ihrem Winterhof einen kleinen Kartoffelanbau (Abb. 13). Der Platz ist günstig gelegen. Aufgrund seiner geringen Höhe über dem Kuraj-Tal und der windgeschützten Lage halten die Fröste hier nicht so lange an, wie im Tal, auch ein überraschender



**Abb. 13:** Die geschützte Lage des Winterhofes ermöglicht den Anbau von Kartoffeln und Gemüse (Foto: Olaf Günther).

Nachtfrost, wie er auch mal im Juni oder Juli kommen kann, tut hier den Kartoffeln nichts. Während beispielsweise Ende Juni 2015 alle Kartoffeln in Kyzyl Tash und Kuraj anfroren (die Spitzen verwelkten), waren bei Tamara die Kartoffeln unbeschadet geblieben. Da die Lage günstig ist, haben sich auch andere Leute als Kartoffelbauern bei ihr eingemietet. Sie bestellen auf gepachtetem Land ebenfalls ihre Felder und bewässern sie mit dem Flusswasser, das Irsbay mit einer Leitung vom Bach in Hausnähe leitet. Das Gefälle reicht aus, um einen ganz ordentlichen Druck zu erzeugen. Dazu kommt, dass die vier Söhne von Irsbay immer mal wieder einen Touristen hinaufbringen, oder Leonid aus der Tourismusstation ihnen ein paar Touristen mitgibt, damit diese einmal auf die Sommerweide gebracht werden. Der Anblick des dortigen Hochplateaus ist wirklich atemberaubend und die dort verteilten Herden von Kühen, Yaks, Schafen und Ziegen ein schöner Anblick.

Irgendwie kam ich mit Tamara eines Tages auf das Thema Reichtum. Es ging um Hochzeiten im Restaurant und zu Hause. Ob die einen reicher seien als die anderen, wollte ich wissen. Die Antwort war einprägsam: „Hier bei uns kann keiner wirklich reich werden. Wir leben alle irgendwie auf dem gleichen Niveau. Denn jeder hier lebt von den gleichen Bedingungen: das gleiche Futter, die gleichen Weiden, der gleiche Regen, die gleiche Hitze. Da wird niemand besonders reich.“

Dies ist sicher richtig, aber der in das Tal einziehende Tourismus wird dabei einiges ändern. So bekam Leonid schon Probleme mit der Gleichheit unter Gleichen. Einer seiner Verwandten kam zu ihm auf die Tourismusstation und beschwerte sich, warum das Tour-Business bei Leonid klappe, bei ihm aber nicht. Natürlich gab es darauf keine Antwort, nur die Einsicht, dass dem einen das eine gelinge, dem anderen das gleiche wiederum nicht. Der Verwandte aber war so erzürnt über dieses Gespräch, dass er Leonid mit dem Spaten zu Boden schlug. Dabei verlor Leonid das Gehör auf dem rechten Ohr. Diese Reaktion war eine Antwort auf das Gleichheitsgesetz. Wer aus diesem Kreis der Gleichen ausbricht, dem ist der Neid aber auch die Habgier oder sogar Vergeltung der anderen gewiss.

## **Das Camp des Weinenden Kamels**

Eine Gruppe Novosibirsker Outdoorfreaks kaufte sich vor einigen Jahren im Bereich der Tschuja-Steppe (vgl. Abb. 1) ein Stück Land am Fuße des Tyttu-aryq-Tales. In den oberen Bereichen haben einige Familien ihre Dauerresidenzen und Sommerweiden, bewirtschaften den Fluss mit seinen zahlreichen Pappeln wie alle Telengiten: Kühe für die Milch- und Käseproduktion, Schafe- und Ziegen für die Fleischproduktion. Der Teil, an dem der Fluss in ein engeres Tal mündet und von dichtem Weidengestrüpp gesäumt wird, haben die Novosibirsker erstanden. Sie errichteten darauf neun Jurten und bieten diese, sowie den freien Platz drum herum zum Übernachten an (Abb. 14). Sie nennen ihr Camp das Tal zum Goldenen Kamel, eine Anspielung auf den goldenen Altaj, Kamele und deren goldene Grabbeigaben, die heute noch in der Souvenirwelt des Altaj lebendig sind.

### *Das weinende Kamel*

Auch ein einzelnes graues Kamel mit nur einem Auge bewohnt das Camp (Abb. 15), es soll ihnen von einem Viehzüchter gegeben worden sein, der es nicht behalten wollte, da seine Mutter es nicht säugte. Dann sei das Kamel eines Nachts von einem Wolf überfallen



**Abb. 14:** Outdoorcamp mit Jurten im Tyttu-aryq-Tal (Foto: Elisabeth Endtmann).



**Abb. 15:** Ein Kamel als Maskottchen des Outdoorcamps (Foto: Tanja Grinvald).

worden, der ihm in den Schädel biss und ein Auge entriss. Dieses Kamel wurde bei einer meiner Wanderungen Gesprächsgegenstand bei einer Unterhaltung mit dem Hirten Genadij, der das Tyttuj-aryq-Tal als Sommerweide für seine Schafherde von 300 Stück nutzt, und seine Winterresidenz am See im Chuj-Tal hat. Eine ungeheuer harte Strafe sei es für ein Kamel, so Genadij, allein ohne Herdenanschluss angepflockt an einem Platz zu stehen. Kamele sind Herdentiere, wenigstens sollten die aus dem Camp, sich einen Hirten suchen, der von Zeit zu Zeit die Tiere austauscht, immer eines hier stehen lässt und das andere wieder in eine Herde integriert. Aber als Attraktion für Touristen, als Fotoobjekt für die Foto- und Trophäensammlung, das sei für das Kamel reine Quälerei. Deshalb weine das Kamel stetig, eine Schande sei das, und dieses Leben eine harte Strafe für das Kamel!

So stehen zwei Sichtweisen auf ein und dasselbe Tier nebeneinander: die Geschichte vom Camp als Lebensretter eines Kamelbabies und die Interpretation der Lebensumstände des Kamels als harte Strafe. Es stehen die Sichtweise einer modernen karitativen Gesellschaft gegen die Gedanken und Erfahrungswelt von Viehzüchtern, die aus der Sichtweise des Kamels heraus die Welt interpretieren und nicht aus der Sicht der Menschen. Hierzu haben die Telengiten ein Sprichwort parat: „*Kilegening kinchek* – Mitleid ist Sünde.“

Dieser Unterschied steht symptomatisch für beide Welten, die hier dicht bei dicht nebeneinander liegen: einmal die Sicht der im Lebensrhythmus der Natur- und Herdentiere lebenden Telengiten und die Sicht der urbanen Menschen, die sich in diese weit entlegenen Gebiete eingekauft haben, um ein Stück Lebenstraum zur Wirtschaftsgrundlage zu machen.

### *Esotherisches Poligon*

Das Ergebnis des Novosibirsker Traumes, ein Jurtencamp mit naturnahem Umgang aufzubauen, ist ein esoterisches Poligon. Das Wort Poligon ist dabei Russisch und bedeutet eigentlich „Truppenübungsplatz“. Dieser Begriff umfasst aber ebenso eine vieleckige Fläche, die seinen eigenen Regeln folgt. Die esoterischen Leitlinien des Camps sind eine freie Wahl des Ausdrucks unter zu Hilfenahme der Ornamentik und Ästhetik von Buddhismus, Christentum, der Kunst der Reiternomadenvölker, hier auch Skythen genannt. Umrandet werden die Berge des Camps von Steinsäulen, die einerseits von den einheimischen Hirten als Verehrung der Herren der Berge aufgestellt werden, andererseits von den Camp-Mitarbeitern in Anleihe auf diesen heidnischen Brauch auch an Stellen aufgestellt werden, wo kein einheimischer Heide einen Herren der Berge vermuten würde. So ist also die religiöse Ästhetik einerseits in die religiösen Geisterwelten des Altaj eingebettet, andererseits aber auch städtisch und eigenwillig interpretiert.

Die Bewohner der Gegend bezeichnen den Ort des Camps als *Kyzyljar* – roten Fels – und sehen in ihm den Aufenthaltsort von vielen Geistern, unter anderem unreinen. An solchen Orten können Geister in solchen Massen auftreten, dass es zu einem (turgak) kommt, dann halten die Geister deine Transportmittel oder Fahrzeuge (Pferd, Fahrrad, Auto) an. Hat man kein Feuerzeug (*otyk*) zur Hand, um diese Geister zu vertreiben, dann verlässt man lieber den Ort und kehrt erst am Morgen zurück, um Pferd, Fahrrad oder Auto einzusammeln.<sup>2</sup>

---

2 JADANOVA, K. W. (2006): *Neskozochnaja proza telengitov. Moskva: Aftoreferat 2006.*

## *Abendliche Grenzverschiebungen*

Am Ende eines jeden Tages finden sich Mitarbeiter wie auch Gäste des Camps am Lagerfeuer zusammen. Hier werden Erlebnisse des Tages ausgetauscht und von vergangenen Abenteuern erzählt. Oft kommen hier die geistigen Vorstellungswelten der Campmitarbeiter zu Tage. Dabei findet eine Erzählung immer wieder ihre Zuhörer: vor vielen Jahren, irgendwann zwischen 1750 und 1850 war das Chuj-Tal Teil des Chinesischen Imperiums der mandschurischen Qing. Dabei sei an der Stelle, an der heute das Camp des goldenen Kamels steht, vielleicht einmal eine Chinesische Handelsstation gewesen. Russische Reisende dieser Zeit (z.B. Sapozhnikow) hätten von einer mongolisch chinesischen Station an einem roten Felsen geschrieben. Auch die mongolische Vergangenheit wird an diesen Abenden hervorgeholt, es liegt so etwas wie der Traum von der Staatenlosigkeit, von einer Zeitlosigkeit in der Luft, in der durch die Dunkelheit und die Wärme des Feuers, exotische Vorstellungswelten entfacht werden, die einen aus den aktuellen Gegebenheiten entfliehen lassen. Es liegt in diesen Erzählungen nicht nur eine von historischen Fakten inspirierte Grenzverschiebung verborgen, sondern auch ein Traum von den Regeln einer anderen Zeit. Chingis Chan und seine Kriegskunst, seine erbarmungslose Verfolgung aller Lüge und Intrigen, seine Reihnen, die Aufteilung der Heere Chingis Chans in linken und rechten Flügel, die nur von Hirten und Viehzüchtern zu bewerkstelligende Technik des gemeinsamen Einkreisens der Feinde, kurz alle Details einer Erzählung verdichten das Erlebnis einer Zeitreise. „Und stellt Euch vor, unter solchen Bäumen, wie wir hier sitzen, rasteten einmal sakische Reiter, skythische Krieger, mongolische Heere und chinesische Kaufleute.“ so heißt es oft von den Mitarbeitern des Camps. Redet man mit den Viehhirten oben auf dem Berg über die Mongolei oder die Mongolen, dann kommen Geschichten von illegalem Grenzübertritt, Viehdiebstahl, Verkauf geraubten Viehs zu Spottpreisen auf mongolischen Märkten zu Tage. Von einer mongolischen Vergangenheit will hier niemand etwas wissen.

## *Symbiose*

Die letzten Tage war ich viel in den Nebentälern des benachbarten Chuj unterwegs und suchte Herden und Hirten, fand aber nur leere Winterstationen vor. Meine Hoffnung, Teile der Familien (Alte, Frauen, Kinder) zu finden, die nicht mit auf die Sommerweiden gefahren waren, ging nicht auf.

Normalerweise befinden sich diese Sommerweidestandorte weit weg von hier, in der Nähe der Schneegletscher, am Fuß der Berge, weit über 2000 Meter. Frühjahrsweiden und Sommerweiden sind von hier aus nur mit dem Auto an einem Tag zu erreichen. Bevor der Lastwagen die Hauptlast des Transportes trug, mussten lange Märsche mit Vieh und Hausrat in Kauf genommen werden.

Nur die Viehhirten Wasilij und Genadij weiden ihre Herden unweit des Touristencamps (Abb. 16 und 17). Die Weiden liegen für Sommerweiden ungewöhnlich tief, sind dafür aber in erreichbarer Nähe des Jurtencamps. So gehen die Viehhirten das Risiko ein, ihre Herden nicht angemessen versorgen zu können, haben aber dafür die Touristen und die Küche des Camps als stetige Abnehmer von Milch und Fleisch. Einige der Touristen kaufen auch Käse und Quark, den die Frau von Wasilij in ihrem Sommerlager herstellt. Diese Symbiose scheint sich zu lohnen. Die Herde von 400 Schafen ermöglicht stetige Versorgung mit Fleisch, alle anderen Lebensmittel müssen die Organisatoren des Camps aus dem 20 km entfernten Kosch Agach selbst holen. Seit dem die Grenze mit der Mongolei für den Warenverkehr geschlossen ist,



**Abb. 16:** Die Kühe weiden in den breiten, wasserführenden Talungen (Foto: Elisabeth Endtmann).



**Abb. 17:** Schafe und Ziegen suchen auf den kargen Hochlagen nach Futter (Foto: Elisabeth Endtmann).

werden alle Lebensmittel aus Novosibirsk herangeschafft, eine Reise von 900 km, zwei hohen Pässen. So ist alles, was von den Organisatoren des Camps lokal eingekauft werden kann, auch für diese ein gutes Geschäft.

Neben dieser Symbiose ist die Einbettung des Tourismusgeschäft in die lokalen Gegebenheiten denkbar gering. Die lokale Küche und die dafür nötigen Lebensmittel kommen bei den meisten Touristen nicht an, der Kephir ist zu sauer, der Käse wiederum kaum mit Milchsäure hergestellt. Die meisten Gerichte im Altaj sind aus Fleisch oder Milch. Die lange Haltbarkeit und die Möglichkeit, zubereitete Lebensmittel leicht über weite Strecken transportieren zu können, spielt bei allen Gerichten eine große Rolle. Die europäische Zunge ist daran kaum gewöhnt und die meisten russischen Touristen bevorzugen die ihnen bekannten Gerichte. Um diese aber herzustellen, müssen lange Transportwege in Kauf genommen werden.

Das Camp bietet für die Touristen lange und kurze Touren an, die sie mit eigenen Jeeps und großen LKWs bewerkstelligen. Dazu werden keine lokalen Transportarbeiter angestellt. Eine Gruppe ständig im Camp lebender Russen übernimmt diese Aufgaben.

So ist denn auch der Zugang zur lokalen Bevölkerung von einer gewissen Distanz und Überheblichkeit geprägt. Der sonst sehr harmonische Zugang zu den lokalen Geisterwelten entpuppt sich dabei nicht als ein Ornament, sondern als Lokalkolorit für die Exotismus suchenden Touristen. Es werden Sänger (*kajchi*) eingeladen, die Kehlkopf- und Obertongesang vorführen (Abb. 18). Der Zugang zu ihnen ist auch wiederum von einer gewissen Distanz geprägt. Es wird nie ein Zweifel daran gelassen, wer hier die Oberhand hat. In Kuraj fehlt dieses Gefühl der kolonialen Inbesitznahme des Altaj völlig. Hier organisieren die Telengiten das Tourismusgeschäft und sind dementsprechend eingebettet (Abb. 19). In Tyttu-aryq ist dieses Tourismusgeschäft ein Fremdkörper.



**Abb. 18:** Lagerfeuer-Romantik für Touristen mit geladenen Sängern (Foto: Elisabeth Endtmann).



**Abb. 19:** Die Sänger Maxim und Vitali in Kuraj (Foto: Olaf Günter).

## Zum Weiterlesen

- BEDJUROV, V. (1990): Kak rassejalis' Teleuty. – In: ders. Slovo ob Altae. Istorija, Fol'klor, Kultura. Gorno Altajsk: Gornoe Altajskoe Otdelenie Altajskogo Knizhnogo Izdatel'stva: 92–118.
- DJAKONOVA, V.P. (2001): Altajcy. Materialy po etnografii telengitov Gornogo Altaja. Gorno Altajsk: Uch Sjumer.
- HALEMBA, A. (2006): The Telengits of Southern Siberia. Landscape, religion and knowlegde in motion. London, New York: Routledge.
- JADANOVA, K. W. (2006): Neskazohnaja proza telengitov. Moskva: Aftoreferat.
- OKTJARBSKAJA, I.V. & SAGALAEV, A.M. (1990): Tradicionnoe mirovozenie tjurkov Juzhnoj Sibiri. Znak i Ritual. Novosibirsk: Nauka: Sibirskie Otdelenie.
- L'VOVA, E. L.; OKTJARBSKAJA, I.V.; SAGALAEV, A.M. & USMANOVA, M.S. (1988): Tradicionnoe mirovozenie tjurkov Juzhnoj Sibiri. Postranstvo i vremja. Veshchnyj mir. Novosibirsk: Nauka: Sibirskie Otdelenie.
- POTANIN, G. H. (1983): Očerki Severno-Zapadnoj Mongolij. St. Peterburg: Tipografija V.Bezobrazova i Komp., Bd IV.
- TJUCHTENEVA, S.P. (2009): Zemlja. Voda. Xan Altaj: etniceskaja kultura altajcev v XX veke. Elista: Izd. Kalmyckogo Gos. Universiteta.
- ZAPOZHNIKOV, V.V. (1949): Po russkomu i mongolskomu Altaju. Moskva : Gos. izd-vo geogr. lit-ry.

Eingegangen am 18.08.2017

Dr. OLAF GUENTHER  
 Katedra asijských studií FF UP  
 Křížkovského 14 (12)  
 CZ - Olomouc 771 80  
 E-Mail: olaf.gunther@upol.cz